Dem Aretiner näher rückt in seiner Art der Fehde, nicht im Motiv, Heinrich Heine. Sein Bild wird deutlich, wenn man es dem Bilde eines andern Tagesschriftstellers entgegenstellt, der auch stark zu hassen wußte und mit dem Heine selber in Fehde geriet: Ludwig Börnes. Ehe Börne Heine bekämpfte, hatte er Goethe und auch Schiller angegriffen. Börne war eine unpoetische Natur, aber erfüllt von strenger sittlicher Idealität und einer Forderung unbedingten Farbebekennens. So war ihm das konjliatorische Wesen, wie er's bei Goethe fand, ein Greuel, und auch Schiller genügte seinen hochstehenden sittlichen und politischen Anschauungen nicht. Deshalb wandte er die ganze Schärfe seines witzigen Stils gegen diese Geistesfürsten. Von Heine hatte er zunächst ein unbedenkliches Mitgehen erwartet. Aber schließlich war Heine doch zu sehr Dichter, um durchaus und immer Parteigänger und Politiker zu sein. Das trug ihm Börnes Haß ein, der sich dann in den Pariser Briefen entlud in den Vorwürfen charakterlosen Poetentums und poetischer Charakterlosigkeit. Heine beantwortete diese Angriffe in einer besonderen Schrift. Es findet sich hier ein Schriftsatz, der Heine wie Börne ganz beleuchtet. Heine wirft dem Gegner nazarenische Beschränktheit vor. „Ich sage nazarenisch, um mich weder des Ausdrucks jüdisch noch christlich zu bedienen, obgleich beide Ausdrücke für mich synonym sind und von mir nicht gebraucht werden, um einen Glauben, sondern ein Naturell zu bezeichnen . . . Alle Menschen sind entweder Juden oder Hellenen, Menschen mit ästetischen, bildfeindlichen, vergeisterungsflüchtigen Trieben oder Menschen von lebensheiterem, entfaltungsstolzem und realistischem Wesen." Heines sensualistische Art war dem Temperament Börnes verschlossen, und doch erklärt sich aus ihr und auch wohl aus einer leicht verletzbaren Art von Eitelkeit gar manches in seinem Wesen. Die Polemik gegen Börne ist so unerfreulich wie immer bei Heine. Heine sucht die lauteren Beziehungen Börnes zu einer Frau Wohl, die sich des einsamen Mannes in der selbstlosesten Weise angenommen, zu verdächtigen. Die Folge war ein Duell mit dem Gatten der Beleidigten. Ganz in der Art des Aretiners ist Heines Polemik gegen den Grafen August von Platen, der ihn im „Romanischen Oedipus" wenig taktvoll als „Betrarf des Laubhüttenfestes" angegriffen hatte. Den Geist dieser Satyrgriffe zeigt eine allerdings noch sehr milde Stelle wie diese: „Wenn ihm auch die Musen nicht hold sind, so hat er doch den Genius der Sprache in seiner Gewalt oder vielmehr, er weiß ihm Gewalt anzutun; denn die freie Liebe dieses Genius fehlt ihm, er muß auch diesem Jungen beharrlich nachlaufen." Wir sind durch die Tagebücher Platens heute genau unterrichtet über jene Geschlechtsparadoxie, die sich in seinem Gedichte ausgestaltend in ihrer Melancholie, äußert; die Tatsache, daß er hier richtig gesehen, kann aber Heine nicht mit nicht entschuldigen, sondern muß seine Art nur noch verurteilungswerter machen.

Nicht immer zeitigt der persönliche Haß solche Blüten, trotzdem er fast immer die Maße verschiedt und infolgedessen ungerecht und häßlich wird. Ein sehr trauriges Bild gibt auch der Streit um Alfred de Musset, den berühmten französischen Dichter. Im Jahre 1833 hatte Musset George Sand kennen gelernt. Beide standen damals im Beginn ihres Ruhmes. Die Sand war dreißig Jahre alt, Musset war sechs Jahre jünger. Beide liebten sich und unternahmen, um Paris und seinen persönlichen Klatsch fernzubleiben, eine Reise nach Italien. Unvereinbare Charaktergegensätze störten bald diese Liebe. Musset suchte Ruhe in Ausschweifungen, die seine Gesundheit untergruben und ihn schließlich in Venedig niederwarfen. Während er nun im Fieber lag und dieselbe aufgegeben war, sah er, wie seine Geliebte und sein Arzt allzu vertraulich miteinander taten. Die Sand leugnete erst und wollte Mussets Beobachtungen als Fieberwahn abtun. Aber schließlich mußte sie doch ihre Untreue am Krankenbette des Geliebten eingestehen. Dieses Erlebnis warf Musset so daniedet, griff so zerstörend in sein Gemütsleben ein, daß er förmlich zusammenbrach und von da ab nur noch Rausch und Ausschweifung kannte, um ein leer gewordenes Leben auszufüllen. Ein Schuldgefühl trieb die Sand, von diesen Dingen in ihren bald darauf geschriebenen „Briefen eines Reisenden" zu reden. Musset äußerte sich in der „Beichte eines Kindes seiner Zeit". Die Sand suchte indes alle Schuld auf Musset zu werfen, der in ritterlicher Art und Weise jede Erklärung, die die Sand hätte belasten können, vereitelte. Doch hatte er seinem Bruder Paul einen Bericht über den wahren Vorgang gegeben, in Voraussicht der Ereignisse, die denn auch nach seinem Tode eintraten. Dreiundzwanzig Jahre nachher veröffentlichte die Sand einen Roman „Elle et Lui", in welchem sie die ganze traurige Episode in ihrem Sinne breittrat. Daraufhin trat Paul de Musset in einer romanhaften Darstellung „Lui et Elle" mit den wirklichen Tatsachen, wie sein Bruder sie erzählt und wie alle Briefe der Sand sie bestätigten, ans Licht. Die Sand desavouierte ihn in keiner Weise. Aber in der Literatur wurde die einmal verunglückte Angelegenheit gründlich ausgenützt. Ja, man wollte sogar Musset die Autorschaft eines hierauf bezüglichen obszönen Buches „Gamiani" in die Schuhe schieben.

Den Charakter des Hasses zeigt auch der Fall Nietzsche-Wagner. Es handelt sich hier eigentlich nicht um persönlich menschliche Streitereien. Aber die geistige Leidenschaft des Zarathustradichters, der einer der großen fruchtbringenden Hasser war, dem nur der Wahnsinn den Bauplan des Neuen aus der Hand nahm, ist so sehr innerstes Wesen des Individuums, daß der Gegenstand hier direkt persönlicher Haß wird. Nietzsches Wandlung vom begeisterten Anhänger zum maßlosesten Gegner der lebenssüchtigen Richtung Wagner-Schopenhauer ist zu bekannt, als daß man sie darstellen müßte. Das heroisch-tragische, positiv aufs Leben gerichtete Ideal des späteren Nietzsche steht in der vom alternden Wagner verherrlichten Moral der Verneinung des Willens zum Leben das Hervortreten des Defadenzinstinktes, den es mit aller Wucht zu bekämpfen gilt. Wenn man weiß, was für Nietzsche diese Ueberwindung der ästetischen Ideale persönlich bedeutete, wie ihm Wagner mehr als nur Individuum war, wie Idee und Person für ihn in der Einheit der Bayreuther Schöpfung zusammenstehen, wird man seine Stellungnahme verstehen und im tieferen Sinne würdigen. Hier tritt der Haß in eine höhere Sphäre ein und wird Kraft, trotzdem er in der Neuberung zum eigentlichen Pamphlet zu tendieren scheint.

Einer der größten, glühendsten aller Hasser aber war August Strindberg. Er ist der Loki, der Prometheus dieser Tage, der auf seinem eigenen Haß wie auf einem glühenden Rost schmerzlich angeschmiedet ist. Im eigenen Wesen, das aus Lichtem und Dunklem, aus erdigen und ätherischen Stoffen gemischt ist, wühlt er mit Haßbänden. Und die Eingeweide der Erde reißt er auf, ein rücksichtsloser Ergründer und Bekenner. Aber auch die ganz persönliche Polemik verschmäht er nicht, namentlich in den Angriffen gegen Geisterstam, den Zachris der „gotischen Zimmer" und der „schwarzen Fahnen", den er einen „Päderasten" schimpft, was ihm gleichbedeutend ist mit „Weibling". In denselben Büchern behandelt er auch seine letzte Ehe mit gradezu grübleronischer Offenheit. Und er will zu schimpfen wie ein alter Wiking. Aber schließlich sind für ihn die Menschen, gegen die er sich wendet, im Grunde mehr als Personen: Helfer und Gesandte der dunklen Mächte, die ihn umstricken wollen, und gegen die er sich verzweifelnd wehrt sein ganzes Leben lang.

Der Einzug der Frühlingsmode.

Während wir noch immer auf den Winter warten, hält in der schnellebigen, frühfertigen Mode der Frühling schon seinen Einzug. Allerdings nicht bei uns, wo sich die lichten Farben und die lichten Stoffe noch nicht hervorwagen dürfen, sondern in den sonnigen Süden, an der Riviera, wo die eleganten Damen und die großen Schneider eine Generalprobe der neuesten Schöpfungen abhalten.

Wie man im August in den vornehmen Seebädern den Effekt der Herbstmoden bereits zu erfinden sucht, so läßt man jetzt an der Riviera die ersten Boten der Frühlingstoiletten erscheinen, bevor sie endgültig auf das Programm gesetzt werden. Die heitern Farben, die diesmal die Mode auf ihre Palette hat, sind sorter und verlockender denn je. Beige, die verschiedensten Nuancen des Korallenrot, Grau in allen Tönen und Lindengrün sind die beliebtesten Akzente des neuen Kolorismus. Sie machen jung, diese verschwebenden Frühlingsfarben, und eine pikante Note entsteht noch dadurch, daß die Kleider mit langen gleichfarbigen Mänteln zusammen getragen werden, die mit schwarzer Seide oder schwarzem Mousselin besetzt sind. Zu pikanten Farbenkontrasten erhöhen schwarzer Hut und schwarze Schuhe. Neben dem schwarzen Hut erscheinen weiße Hüte, besonders in Samt. Die Nachmittagstoiletten erinnern nur in vagen Umrissen noch an den Tailor made-Stil. Die Röcke sind anmutig drapiert und erhalten dadurch einen eleganten Faltenschwung; die Jackets sind sehr kurz, lassen sogar die Hüften frei und bringen uns so ohne daß man es recht merkt, die Wespentaille zurück. Statt der im Winter so beliebten Pelzgarnierung erscheint Besatz von Federn und Schwanendaunen. Besonderes Interesse erwecken natürlich die neuen Stoffe, die an der Riviera ihre Probe für den Frühling bestehen. Man sieht reichgeblümten Crêpe de Chine, ganz neuartige Seiden- und Woll-Crepons mit sehr originellen Dessins und in leuchtenden Farben. Die Form der Draperien wird immer mannigfaltiger und erfeut vielfach jede Garnierung. Die großen Abendtoiletten sind fast durchweg kurz; nur bei privaten Empfängen trägt man Schleppen. Im Theater und in Lokalen gilt es für unfein, mit großer Schleppe zu erscheinen. Spitzen sind verschwenderisch verwendet. Die Coiffüren sind vielfach wie Hüte komponiert, in Heim- oder Turbanform, als Hauben von Tüll mit großen Aigretten, mit Arrangements, wie sie bisher nur auf Hüten zu sehen waren, und kostbarem Schmuck.

Lustige Ecke.

* Vom Lande. In Pommern fährt eine Gutsfrau in der Abenddämmerung allein mit ihrem Kutscher auf zin benachbartes Gut. Der Kutscher verliert den Weg und kann in der Dämmerung keinen richtigen Weg finden. Da sieht die Frau in einiger Entfernung einen Wegweiser, der durch seine dielen Arme Hoffnung macht, den gewünschten Weg zu finden. Der alte Kutscher erhält den Auftrag, hinzugehen und sich zu unterrichten. Jedoch als er gar nicht wiederkommt, will die Gutsfrau aussteigen und selbst hingehen. Da kommt er auch schon an, den Wegweiser auf der Schulter, mit den Worten: „Tja ick künn ja nicht lösen!"

(Aus der „Jugend".)

* Ein Vorsichtiger. Werner, Kind einer zahlreichen Familie, in der häufiger Kinderkrankheiten vorkommen, wird gefragt: „Hast Du schon Dein neues Schwesterchen gesehen?" — Antwort: „Wir dürfen noch nicht 'rein, es ist noch zu ansteckend."

(Aus dem „Ulk".)

* Höchste Zerstreutheit. Professor (zu seiner Frau): „Hier bringe ich eine Tüte Bonbons für unsere Kleinen!" — Professorin: „Aber Balduin, wir haben doch gar keine Kinder!"

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 1: „Zechen".

Richtige Lösungen gingen ein 8. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 16. Als richtige Lösungen wurden noch zugelassen: „anstecken", „Trinkgelage veranstalten". Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Artur Hartmuß, Karl Schütze, O. Hartmann, E. Wollweber, Werner Ludwig, Kurt Linke;

von auswärts: Franz Strätz, Bitterfeld, Oskar Dietrich, Wernigerode.

Die Prämie: Novellenbuch neuer deutscher Meister, eleg. geb.,

herausgegeben von Heinrich Spiero

entfiel auf **Artur Hartmuß**, hier.

Rätsel.

Zu Eins gehört das Herz, im Zweiten sucht du Seele.
Das Ganze klagt nicht drob, daß Leib und Fuß ihm fehle.

Prämie:

Friedrich Gerstäckers Werke, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Donnerstag früh** an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Dreizüger von W. v. Holzhausen in Frankfurt a. M.

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

(9+11)

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 52.
Zweizüger von M. Feigl in Wien.
W. Kh8, De5, Le4, Sd2, g8, Tg4, Ba5, f2, h4.
Schw. Ke5, Le8, Sa8, d4, Ta1, Bg5.
1. De5—a3, beliebig. 2. Wiersach Matt.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 2 — **Halle a. S., Sonntag, den 12. Januar** — **1913**

Der Glückstaler.

Skizze von G. v. Schönthan.

Als sich in der kleinen Residenz die Nachricht verbreitete, auf dem Wege nach Hofestädt, ganz nahe dem Schloßpark, sollte eine Fabrik erbaut werden, war die Aufregung und das Erstaunen sehr groß. An den Stammtischen bildete die neue Fabrik das Hauptthema, und diejenigen Personen, die sich ihres Schöpfers noch entsinnen konnten, führten das große Wort.

Der Allgewaltige, auf dessen Befehl draußen aus den Aeckern jetzt gegraben, gekarrt und gemauert werden sollte, war nämlich vor mehr als dreißig Jahren als armer Schlossergeselle aus einem der Häuschen unten am Flusse fortgezogen auf die Wanderschaft; im fernsten Westen von Amerika war er schließlich seßhaft geworden und hatte es zu großem Reichtum gebracht.

Warum er jetzt heimkehrte? Gemütvolle Menschen behaupteten, daß ihn nach dem Tode seiner Frau das Heimweh gepackt hätte; dem Rechtsanwalt Sommer aber, der den Ankauf der Grundstücke übernommen, hatte Peter Störk gesagt, er könne nicht plötzlich ohne Beschäftigung sein und wolle die Fabrik aufführen lassen, um verschiedene neue Erfindungen von dort aus zu vertreiben.

„So was wie ein Spielzeug soll es werden", hatte er gemeint, „allzu teuer kann es ja kaum zu stehen kommen, möglicherweise schlage ich sogar noch Geld heraus." Und mit schlauem Yankeelächeln hatte er hinzugefügt: „Verdienen ist nämlich immer noch mein Lieblingssport."

Das mutete alles amerikanisch-großsprecherisch an — ein großsprecherischer Amerikaner war auch aus dem Peter Störk geworden. Er kleidete sich mit geschmackloser Eleganz, seine Taschenuhr wog etwa ein Viertelpfund, seine Krawattennadel war eine schwarze Perle von unwahrscheinlicher Größe, er behielt in Gegenwart von Standespersonen den Hut auf dem Kopf und die Hände in den Taschen . . aber er erwähnte ganz nebenher, er wolle seiner Fabrik eine Badeanstalt, einen Kindergarten und eine Krippe angliedern und stellte in Aussicht, daß auch die übrigen Bewohner der Stadt all dieser Vorteile teilhaftig werden sollten.

So war das Wunder geschehen. Der Landesfürst hatte mit der geheiligten Tradition, die alle Fabrikschornsteine aus der Umgebung seiner Hauptstadt verbannte, gebrochen und Peter Störk die Konzession erteilt.

Bis zur Fertigstellung der Fabrikgebäude und der auf einem Hügel stehenden Prachtvilla residierte der Millionär im Hotel zur Krone. Er hatte die ganze erste Etage gemietet, obgleich er nur zwei Zimmer bewohnte. Aber er meinte, er wolle nicht durch Geräusch auf den Gängen gestört sein und müsse auch seiner Tochter ein komfortables Logis bereithalten.

Die Inbetriebsetzung der Fabrik fand ohne jede Feierlichkeit statt, das Einweihungsfest wurde bis zu dem Tage verschoben, an dem die „Villa Maud" bezogen werden sollte. Und der konnte erst herausfteigen, wenn Miß Maud Störk so liebenswürdig sein würde, ihre Sonne über der kleinen Residenz aufgehen zu lassen.

Dazu schien sie vorläufig nicht geneigt. Der Vater mußte immer wieder neue Gründe für ihr Fernbleiben anführen. Sie wolle erst noch die „Season" in London mitmachen, sie habe sich einer Gesellschaft, die zum Lachsfang nach Norwegen ging, angeschlossen, sie müsse sich in Paris für den Winter equipieren, sie sei noch ein bißchen nach Aegypten gegangen . . .

Ganz unerwartet entstieg an einem trüben Novembermorgen dem Schnellzug, der von Berlin kam, Miß Störk mit „Befolge". Man konnte die Gesellschaft, die den verschiedenen Wagenabteilen entquoll, nicht anders bezeichnen. „Dienerschaft" wäre absolut nicht der richtige Ausdruck gewesen.

Eine stattliche Gesellschafterin, eine würdevolle Kammerfrau, einige kokette Zofen, ein französischer Courier, ein schwarzer Boy und außerdem noch ein bleicher, schwarzlockiger Jüngling, von dem man erfuhr, daß er Miß Maud in der Kunst des Mandolinenspielens unterrichten sollte.

Die liebenswürdigen Kleinstädter hätten gar zu gern seiner Anwesenheit ein romantisch-pikantes Motiv unterlegt, aber da man Miß Maud und den Italiener niemals beianander sah, mußte man sich bald mit der Erklärung zufrieden geben, die sie für seine Anwesenheit hatte: „Er stand in Neapel auf der Straße und hatte so großen Hunger und so große Augen, und er ist so schrecklich dumm; wenn ich ihn nicht mitgenommen hätte, wäre er wahrscheinlich schon lange tot."

Eine Woche nach Mauds Ankunft wurden dann die goldumränderten Karten, die zu einem Souper in der Villa Maud luden, verlandt.

Die adligen Damen, die früher erklärt hatten, daß sie niemals ihren Fuß über die Schwelle dieses Abenteurers setzen würden, fanden die unwahrscheinlichsten Entschuldigungen dafür, daß sie jetzt dankend annahmen und sogar die Toiletten vom letzten Hofball auf neu herrichten ließen. Sie hätten sich alle Motivierungen ersparen können, wenn von Anfang an bekannt geworden wäre, daß Seine Durchlaucht, der Fürst, die Einweihungsfeier mit Höchstseiner Gegenwart beehren würde.

Das war allen unbegreiflich. So lange das angestammte Herrscherhaus segensreich über dem Lande regierte, hatte niemals eines seiner Mitglieder sein hohes Haupt unter die Dachbalken eines Ungeheuers getragen.

Wenn wir sagten, es war allen unbegreiflich, wieso sich der Fürst zu solch' unerhörter Herablassung bewogen fühlte, so war das nicht ganz korrekt ausgedrückt. Der Flügeladjutant, Graf Kitzing, war die Persönlichkeit, die über Seine Durchlaucht am meisten vermochte, und er war auch wiederum derjenige, der sich mit besonderem Feuereifer für die Annahme der Einladung verwendete. In dem ersten Augenblick, da er Miß Maud erblickte, hatte es ihn nämlich wie ein Strahl der Erkenntnis durchzuckt: „Die und keine andere — kann deine immensen Schulden bezahlen", und so war ihm an der Erfüllung von Peter Störks Herzenswunsch fast mehr gelegen, als diesem selbst.

Der Fürst war von dem glücktrahlenden Gastgeber durch die prunkvolle „Hall" geleitet worden und hatte an dem überreichen Büfett einen kleinen Imbiß genommen und ein Glas Sekt geleert, nachdem er es huldvoll an den Kelch in Peter Störks plumper Hand hatte anklingen lassen. Er warf einen landesväterlichen Blick über die Gesellschaft, herablassende Verbindlichkeit lag auf dem schmalen, vornehmen Gesicht.

Als einmal schauten die kühlen alten Augen amerikaner. Sie hatten in einer verschwiegenen Ecke die Tochter des Hauses und den jungen Grafen Klitzing entdeckt.

Auch in gekrönten Häuptern lebt eine Vorstellung von den Unbequemlichkeiten, die finanzielle Schwierigkeiten hervorbringen können, und eine Ahnung davon, wie sie manchmal zu beheben sind. Serenissimus dachte plötzlich, es möchte nicht ungeschickt sein, wenn man Herrn Störk ein wenig intensiver beschäftige, und wandte sich mit einer gnädigen Frage zu ihm. Wenn er geahnt hätte, was da drüben gesprochen wurde, er hätte sich diesen diplomatischen Kunstgriff wohl erspart.

Fräulein Maud erklärte nämlich gerade mit einem Lächeln, das ihr Grübchen und ihre tadellosen Zähne zeigte: „Oh no — lange bleibe ich nicht hier, ich habe Rendezvous in Biarritz mit einem Landsmann."

Der hübsche Offizier runzelte die Brauen. „Was ist das für ein Landsmann?"

„Ein Mister Palmer aus Minneapolis, er hat die größte Mühe dort, im Herbst werde ich ihn besuchen. Sie sah ihrem Kavalier in das entsetzte Gesicht und setzte mit einem süßen, kleinen Lachen hinzu: „Ich hätte Papa gewiß nicht hier besucht, wenn ich nicht „engaged" gewesen wäre. Sonst hätte er am Ende gar gewollt, daß ich einen Deutschen heirate, und das wäre nichts für mich!"

Sie hatte ihren Fächer fallen lassen, der Graf beugte sich und hob ihn auf. Er hatte einen roten Kopf, und es zuckte nervös um seine Augen.

Unterdessen hatte Peter Störk von seinem hohen Gast die Gnade erbeten, ihm sein bescheidenes Heim zeigen zu dürfen. Durch die ehrfurchtsvoll zurückweichenden Gäste waren sie von einem Saal zum andern geschritten, jetzt öffnete Peter Störk eine schwere, eichene Tür und murmelte halblaut die Worte: „Mein Allerheiligstes!"

Sie traten in ein kleines, dunkelgetäfeltes Zimmer, das wohl eine Art Privatkontor darstellen sollte. In der Mitte des Raumes, von einer Lampe hell bestrahlt, stand ein kleines Tischchen, auf dem unter einer Glasscheibe ein rotes Samtituch lag, von dem aus ein helles Sprühen und Leuchten durch das Zimmer ging.

Peter Störk wies mit der Hand darauf hin und sagte dann in nahezu feierlichem Ton: „Das hier bedorf einer Erklärung. Durchlaucht wissen ja, daß ich im Jahre 82 als armer Handwerksbursche ausgewandert bin. Aber Durchlaucht vermögen sich gewiß nicht zu erinnern, wer der letzte Mann gewesen ist, den ich vor dem Scheiden gesehen und gesprochen habe."

Der Fürst schüttelte mit erstaunten Lächeln den Kopf, und Meister Störk fuhr mit dem Aplomb eines tüchtigen Komödianten fort: „Es waren Seine Durchlaucht selbst!"

Die Eröffnung schien nicht besonders erschütternd auf den hohen Herrn zu wirken. Er erwiderte nur mit einem zerstreuten „So!". Aber der Mann vor ihm ließ sich dadurch nicht stören und sprach weiter: „Ich ging mit meinem Bündel über die Brücke, der Abschied von meiner alten Mutter lag mir noch in allen Gliedern, ich konnte nicht sehen, wie hell die Sonne schien und wie vergnügt unten die Wellen tanzten, denn ich hatte Tränen in den Augen. Da hörte ich Pferdegetrappel, und als ich den Kopf hob, ritt ein schöner, stattlicher Mann" — dabei machte der Erzähler eine ehrfurchtsvolle Verbeugung — „an mir vorüber. Ich weiß nicht, ob sein scharfes Auge den Kummer in meinem Gesicht erspäht hatte oder ob er aus landesväterlicher Huld den Wanderer ansprach. Er hielt sein Pferd an und fragte: „Wohin denn schon so früh?" Ich nahm mit ein Herz und antwortete: „Fort in die Welt, ich will mein Glück versuchen." Da lächelte der Reiter gnädig und sagte: „Na, wollen hoffen, daß Du es findest" und reichte mir ein Geldstück — einen Taler. — Durchlaucht, es mag vielleicht vermessen klingen, aber ich habe es damals gewußt, und ich behaupte es heute noch, dieser Taler ist mein Glück geworden. Ich habe oft vor der Versuchung gestanden, ihn auszugeben, weil er der letzte war, aber ich habe sie niedergerungen, ich habe ihn heilig gehalten, ich habe das erste verdiente Geld neben ihn gelegt und er hat ihm Segen gebracht. Ich habe ihn auf meiner nackten Brust getragen, als ich unter den Goldgräbern war, er war bei mir, als ich Schiffbruch erlitten habe und glücklich gerettet wurde, und er liegt jetzt hier als das Kostbarste, das mein Haus besitzt."

Dabei hatte er von dem roten Sammet die Münze aufgehoben und sie in des Fürsten Hand gelegt. Sie war von einem schweren Goldrand umfaßt, in dem Rubinen schimmerten und Brillanten blitzten.

Der Fürst drehte sie langsam in seinen vornehmen langen Händen. Dann sah er dem breitspurigen Amerikaner gerade ins Gesicht. „Ich kann mich des Vorgangs nicht erinnern", sagte er sehr deutlich, „wann soll das gewesen sein?"

In Peter Störks Augen kam ein lichtes Flimmern. „Im Jahre 82, Durchlaucht, an einem Maimorgen."

Der Fürst sagte wieder sein kurzes, tonloses „So" und legte mit spitzen Fingern den Taler auf das Tischchen zurück. Dann wandte er sich zum Gehen.

Als ihm in der Halle der Leibjäger den Pelz umlegte, winkte er seinen alten Leibarzt zu sich heran. „Sagen Sie, lieber Geheimrat, in welchem Jahr habe ich doch das böse Nervenfieber gehabt?"

Der Geheimrat erwiderte prompt und zuverlässig: „82, Durchlaucht, im Mai 82".

Der Fürst lächelte, wie müde alte Fürsten oft lächeln und nickte mehrmals vor sich hin. „Da sieht man's mal, wie Historie gemacht wird." Und er fügte langsam hinzu: „Aber das wollen wir Herrn Störk bei der ersten sich bietenden Gelegenheit doch zu verstehen geben."

Miß Maud ist länast Frau Palmer, die Störksche Fabrik blüht und wächst, ihre Schornsteine verrußen den Schloßgarten und der Fürst hat Herrn Peter bei der ersten sich bietenden Gelegenheit einen Orden verliehen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19130112028/fragment/page=0001

Grausamkeiten.

Drei Bilder. Von Georg Müller-Heim.

Auf einer Bank der Promenade sitzt eine schlicht gekleidete Frau. Vor ihr steht ein Krankenfuhrwagen, in dem, in Decken gehüllt, eine schwächliche Knabengestalt ruht. Vierzehn Jahre alt mag der Junge sein; der leidende Zug um die Augen läßt ihn freilich viel älter erscheinen.

„Liegst Du gut, Robert?"

„Ja, Mutter!"

„Hast Du jetzt noch Schmerzen?"

„Nein, Mutter!"

„Willst Du Dein Buch haben?"

„Laß mich die Bäume sehen!"

Langsam, als täte ihm jede rasche Bewegung weh, wendet er den Kopf. Im matten Auge erwacht ein Glanz, als seine Blicke nun zu Baum und Strauch und Blumen gleiten. Wohlig strahlt ihm die Sonne auf die Schultern. Das Vogelgezwitscher aus dem nahen Hain weckt ein leises, freudiges Echo in seiner Brust. Und ein süßer Hauch von Blumen aus den Anlagen zieht, leben weckend, in die schwache Lunge. Ringsum ist fröhliches Treiben. Bunte Kleider leuchten auf allen Pfaden. Flinke Radler fliegen drüben zwischen den Büschen hindurch. Viktoriawagen mit stolzen Gespannen im Silbergeschirr eilen vorüber. Und Kinder spielen, lachen, rufen. Jetzt flattert ein Schmetterling dicht an der Knabengestalt vorüber, ruht sekundenlang auf einer Blüte, und im Zickzack hebt er sich wieder empor zu der satten Bläue des Himmels, und der schimmernde Schmelz seiner Flügel gaukelt am Himmel wie ein Schiffchen, das mit geblähten Segeln eine herrliche Fahrt beginnt.

„Mutter! So fliegen können — so leicht — immer höher, gerad' in den Himmel hinein . . ."

Und nach einer Weile: „Nicht wahr, Mutter, die Seele bekommt Flügel, wenn man gestorben ist?"

Unter aufquellenden Tränen nickt die Mutter. Da greift der Junge in plötzlichem Impuls nach ihren Händen, streichelt sie und lacht — es ist ein Jubellaut —: „Ach, Mutter, mir ist ja so wohl. Ach, Du, Du wirst mich nicht mehr lange zu fahren brauchen."

Sein mürber Körper reckt sich und streckt sich, der Kopf legt sich zurück, daß die Brust sich heben und dehnen kann. Schmalen, halbgeöffneten Lippen atmen kann. Eine trügerische Lebenshoffnung tötet die Wangen . . . . .

„O Gott, sehen Sie doch das arme Kind! Ach, muß das schwer für eine Mutter sein, so was ansehen zu müssen!" Schon sind die beiden eleganten Damen vorüber.

Wie im Schlaganfall ist des Knaben Körper zusammengezuckt. Die mageren Hände krallen sich an die Stuhllehne, und das Auge blickt starr in den Sand. Was eben noch Leben in ihm war, ist nun zu trostloser Verzweiflung geworden. Sein Lebensmut — ein flüchtiges Aufflackern, seine Stärke, die er der Mutter eben noch so glücklich gezeigt — ein leerer Trug! Hartherzig hat ihm der Zufall die Augen geöffnet. Nun weiß er, was kommen wird.

„Nach Hause, bitte . . ."

Aus dem Mutterauge blickt der Zorn gegen die, die eben mit flüchtigem Wort eine Hoffnung in der Blüte geknickt hat. Und zuckend greifen zwei Hände um den Wagengriff.

*

Durch die Anlagen des Konzertgarten promeniert einsam ein schlankes Mädchen. Vorn am Musikpavillon, wo die Menschen so dicht sitzen, wo einer den andern beobachtet, kann es ihr nicht gefallen. Hier aber, am Teich, in den dichtumlaubten Pfaden des herrlichen Parkes ist es schön, weil es einsam ist. In den Anblick der Rosenpracht ringsum versunken bleibt das junge Mädchen stehen. Dann blickt es sehnsüchtig hinüber nach dem an den Park angrenzenden Atelier des berühmten Bildhauers, wo durch mächtige Fenster das Marmorweiß edler, von Meisterhand geschaffener Gestalten leuchtet.

Ach, wenn sie einmal eine Stunde in dieser Künstlerwerkstatt weilen dürfte, sich ergötzen könnte an den herrlichen Linien des menschlichen Körpers, das wäre Seligkeit für sie. Denn der Künstler ist mitleidiger als die Natur. Er entstellt nicht grausam die Schönheit des Antlitzes durch ein — Fenermal, mit dem eine Laune der Schöpfung ihr Gesicht gezeichnet hat.

Ein stattlicher Mann ist ihren Spuren gefolgt — sie hat es schon seit einer Weile gemerkt. Jetzt geht er zögernden Schrittes hinter ihr in einen Seitenpfad. Ihr ist, als fühlte sie seinen Blick in ihrem Nacken brennen. Sie weiß, was ihn an ihre Ferse bannt: ihre schlanke, biegsame Gestalt, die die Männer, wo immer sie sich zeigt, mit magnetischer Kraft anzieht.

O, nur einmal den Traum zu Ende träumen, nur ein einziges Mal! Aber jäh ist noch stets das Erwachen gefolgt. Der Kopf mit den schweren, blonden Flechten neigt sich tiefer. Sollte denn aber nicht doch einmal das Glück kommen? Warum denn immer daran zweifeln? Warum denn nicht einmal Weib sein, als Weib fühlen, als Weib begehrt werden?

Langsam wendet sie sich zum Rückweg. Stürmisch pocht ihr Herz. Die Schritte hinter ihr ertönen wieder, sie kommen näher — jetzt sind sie dicht neben ihr, und eine klangvolle Stimme fragt halb scheu, halb schelmisch:

„Gnädiges Fräulein, so einsam?"

Soll sie den Kopf wenden? Oder die Hoffnung wenigstens noch für Sekunden auskosten? Nein, es wäre feig! Jetzt muß sich's zeigen, ob er auch so ist, wie die andern. Ein Zug harter Entschlossenheit umspielt ihre Lippen. Sie wendet sich langsam ihm zu — in den großen, dunklen Augen steht die Angst: Auch Du?

Der Mann an ihrer Seite zuckt zurück, momentan nur, fast unmerklich — ihr scharfes Auge aber hat es erkannt.

Und nun stammelt er in abgerissenen Worten das alte Geplärr, das sie schon so oft gehört: „Oh — Pardon! — ich vermutete — eine bekannte Dame — tausendmal Verzeihung!" . . .

Und eilig verklingen seine Schritte im Nebenpfad.

Auflachen möchte sie in ohnmächtiger Qual. O Gott, warum, warum nur sind die Menschen so grausam?!

*

In der Straßenbahn zwischen lauter hellen Kleidern modernsten Schnittes sitzt eine im dunklen Gewand. Eben erst ist sie aufgestiegen und hat doch trotz ihrer Einfachheit sofort die Blicke aller auf sich gelenkt. Zu dem jugendfrischen Gesicht will das Schwarz des Gewandes nicht recht passen, zumal in dieser Flut von Sonnenlicht nicht. Sie hat es aber nicht gewagt, wie die Altersgenossinnen, ihre Gliedermit hellen Farben zu umhüllen. Vor dem Fluch der Lächerlichkeit graut ihr. Dem aber würde sie verfallen, wollte sie, die Bucklige, den mißgestalteten Körper in hellen Kleidern zur Schau tragen.

Leute mit Gebrechen sind mistrauisch und haben feine Ohren. O, sie hat es deutlich gehört, beim Betreten des Wagens, von den Lippen der jungen Frau da in der Ecke, das bedauernde Zischeln. Sie ist solche Mitleidsausdrücke nachgerade zwar gewöhnt, doch immer wieder gibt es ihr einen Stich ins Herz; sie fürchtet sich vor diesem Beobachtetwerden, daß sie am liebsten die Straße meiden und immer menschenscheuer sich einsam verkriecht.

Sie weiß, ohne aufzusehen, daß auch jetzt wieder die Blicke der meisten mit jenem verhaßten Bedauern ihren Körper mustern. Und eine heiße Welle der Scham flutet über das zuckende Antlitz.

Schräg gegenüber sitzen zwei reizende Geschöpfe, in duftigen Sommerkleidern, das ältere Mädchen etwa elf, das jüngere wohl neun Jahre alt. Jene hat, mit einem halb neugierigen, halb geringschätzigen Zug um die feinen Lippen, auch kein Auge von der Schwargekleideten verwandt. Solche Leute sind vom Schicksal gezeichnet, hat sie einmal in der Küche bei Minna in einem Kolportageroman gelesen. Wie interessant wäre es, von der da drüben zu erfahren, warum?

Als empfände jene den forschenden Blick, schaut sie auf, und für eine Sekunde kreuzen sich ihre Blicke. Nun schimmert es feucht in den Augen der Unglücklichen, Tränen bitteren Wehs.

„Johanne, was tuft Du denn? Sei doch artig!" Die Stimme der jüngeren Schwester klingt halblaut durch den Wagen. Die Neunjährige hat in ihrem reinen Gemüt die Verlegenheit der Armen da drüben mitempfunden und ihr in plötzlichem Impuls helfen wollen. Und die Kleine, ritterlich Denkende, hat's erreicht. Denn nun wenden sich aller Blicke verwundert auf die ältere Schwester, die nun minutenlang selbst die ganze Pein des allgemeinen Aufsehens durchkosten muß.

Aus den Augen der Verwachsenen aber leuchtet ein schneller Blick hinüber zu der tapferen Lehrmeisterin, die das höhere Alter beschämt hat.

Die Daxenfalle.

Humoreske von Hans Ostwald.

Die Hauptstraße des Ortes bekam eine neue Sehenswürdigkeit. Der feine Provisor, der zwanzig Jahre lang in der Apotheke den Pfefferminzlee, die Natronpillen und das Senfpflaster verkauft hatte, richtete sich wenige Häuser von dem Ort seiner langjährigen Tätigkeit einen eigenen Laden ein. Er eröffnete eine Drogerie. Farben, Lacke, Chemikalien, Parfümerien, Wettenpulver, Schwämme und eine Menge andere schöne Dinge gab es hinter dem Schaufenster zu sehen. Das Schaufenster war der Stolz des blassen Drogisten. Mit einer wahren Sorgfalt hatte er es ausgestattet. Kleine, auf Blumenmustern beklebte Schachteln enthielten feingeschliffene, mit Bändchen geschmückte Fläschchen voll wohlriechenden Wassers, Puder- und Salbendöschen waren in geometrischen Figuren aufgebaut. Kleine Reisenecessaires blinkten zwischen eleganten Brennscheren und anderem Kleinkram für die Toilettentische der Damen. Feine Seifen lagen in hohen Glasbüchsen, und Schwämme und vielerlei Farbenproben gruppierten sich um das Glanzstück der Auslage, um eine plastische Gruppe: Großmutter wäscht den Jungen, der sich sträubt, schreit und strampelt.

Das war im Orte noch nicht gesehen worden. Die Kinder kamen ohne Scheu in kleinen Trupps herbei und staunten das Fenster an. Die Alten, die Erwachsenen machten sich irgendeine Gelegenheit, um im Vorbeigehen die Herrlichkeiten mustern zu können. Und in der Dämmerung kamen die jungen Mädchen, die dann ihren kleinen Spaziergang machten. Der Drogist stellte sich in die Ladentür und freute sich seines Erfolges. Wenn ein Bekannter vorbeiging, nickte er ihm lächelnd zu.

Besonders gern spazierte der Hauswirt des Drogisten am Laden entlang und labte sich an dem neuen Schmuck, den sein altes getünchtes Haus erhalten hatte. Dieser Hauswirt lebte von der Handschuhmacherei. Des Alltags saß er in einem alten, schmierigen Schlafrock im hintern Teil des Hausflures und nähte derbe Fäustlinge für die Bauern. Vornübergebeugt über seinen niedrigen Ständer, glich er in dem gedämpften Licht einem Bündel alter Kleider. So grau, wie sein Schlafrock, war auch sein Gesicht, waren seine Haare. Seine hohe Gestalt sank bei der Arbeit ganz zusammen. Die Schultern wurden immer schmaler. Aber abends, wenn die Geschäfte geschlossen waren, kam er in einem schwarzen Gehrock aus der Haustür, gerade wie ein Geck, die eine Hand schwang ein altes, schwarzes Rohr, die andere war in den Rock hineingeschoben und drückte eine Stelle des Kleidungsstückes nach außen.

An dieser Stelle saß eine blanke Medaille an einem bunten Bändchen: Nennemann hatte vor Jahrzehnten einen Feldzug als Krankenpfleger mitgemacht. Die Erinnerungsmedaille, die er damals erhalten, war sein Glück und seine Seligkeit. Und wenn am runden Stammtisch in der kleinen Brauerei am Kyritzer Tor die Rede von irgendwelchen Heldentaten war, dann warf sich Nennemann in die Brust und erzählte: „Ja, umsonst habe ich meine Medaille ja nicht bekommen!"

Eines Nachmittags aber wandte der Hausbesitzer die Freude an dem Schaufenster, das er seinem neuen Mieter hatte ausbedingen lassen, jäh gestört. Der alte Handschuhmacher saß in seinem Arbeitswinkel hinten im Hausflur. Durch die halbgeöffnete Hoftür kam ein Abglanz von dem Sonnenstreifen, der in den mit allerlei Rumpelkram gefüllten Hof leuchtete. Die Straßentür war weit geöffnet. Helles Licht lag auf den getünchten Hausmauern. Hinter den Fenstern waren altmodische, buntbedruckte Rouleaux herabgelassen. Die Stadt schien zu schlafen. Nur in der schattigen Nebengasse, die genau dem Hause des Handschuhmachers gegenüber in die Hauptstraße einmündete, spielten mehrere Kinder. Und durch diese kleine Gruppe erhielt die Stadt gerade so viel Leben, daß sie nicht ausfah, als sei sie ausgestorben: zwei Schlächtergesellen führten einen Ochsen die Straße entlang. Der eine ging vorn und zog das Vieh an einem um die Hörner gewundenen Strick vorwärts. Der zweite Geselle, ein grimmiger Bursche, hielt einen Strick auf der Erde schleifen, dessen eines Ende am rechten Hinterbein des schwarzweißen Tieres verknotet war.

Stumpfsinnig und blöde, um sich äugend, folgte der Ochse — die Straße entlang — um die Ecke — in die Nebengasse und dort an den Häusern vorüber.

Die Kinder schlossen sich dem Zuge an.

Nun waren die Gesellen mit dem feisten Vieh an dem niedrigen braunen Tor angelangt, das in den Hof der Schlächterei führte. Der Vordermann klinkte auf. Mit einigen Hieben der Bambusstöcke sollte der Ochse hineingetrieben werden.

Doch ehe die Schlächter zuschlagen konnten, hatte das bisher so folgsame Tier sich mit einem kurzen, heftigen Ruck befreit und jagte nun, die Hörner gesenkt, die Gasse zurück.

Die Kinder stehen entsetzt. Vor Schrecken gelähmt, konnten manche nicht die wenigen Stufen bis zur Haustür emporklettern. Ein kleiner Junge lief in seiner Angst laut heulend hin und blieb so liegen, mit seinem Schreien alle Mütter an die Fenster jagend.

Ehe ihm noch jemand zu Hilfe eilen konnte, war das rasend gewordene Tier an ihm vorbeigestürmt. Geradeaus tobte es. Dort blinkte die Auslage des Drogisten in voller Pracht — wie ein dunkles Tor, hinter dem ein endloses Paradies glitzernder Herrlichkeiten sich auftat. Dann gab es ein Klirren und Splittern.

Der Ochse stand zitternd und schwankend vor dem Schaufenster, vor dem Schaufenster, in das er mit dem Kopf hineingerannt war.

Die Gesellen konnten ihn fangen und gemütlich an den Seilen führen, wohin sie ihn haben wollten.

Nun gab es einen großen Aufwand. Die ganze Nachbarschaft lief zusammen und besah die Scherben. Der Drogist kam noch bleicher als sonst herausgestürzt. Und nur in des Handschuhmachers graue Haut stieg zum ersten Male seit langer Zeit eine

feine Röte. Das war Schlächter Heinzes Ochse gewesen. Vom Schlächter aber hatte Nennemann das Geld, mit dem er den Drogenladen ausgebaut. Dem Schlächter durfte er nicht wegen der zertrümmerten Scheibe kommen. Dann verlangte er das Geld zurück.

Die ganze Nachbarschaft, der Schuhmacher, der Bäcker, der Buchbinder, die Gesellen, die Frauen und die Kinder standen fast bis zum Abend vor dem Schaufenster, in dem die Waren wirr durcheinander geworfen waren. — Dies schreckhafte Ereignis schlug die erste Bresche in die Freundschaft des Handschuhmachers mit dem Drogisten. Stillschweigend ließ Nennemann die Schaufensterscheibe erneuern. Aber erwiderte kaum noch den Gruß des Drogisten. Abends, am Stammtisch der kleinen Brauerei, sprachen sie fast gar nicht mehr miteinander.

Kaum war die Scheibe erneuert, hatte Schlächter Heinze wieder einen Ochsen auf dem Lande eingehandelt. Diesmal brachten ihn die Gesellen an einem Markttage — am späten Nachmittag, als noch die letzten Geschäfte besorgt wurden, und als die schmalen Leiterwagen der Torfbauern leer, nur noch voll eines dichten, dunklen Torfstaubes, vor den Hauseingängen standen.

Die beiden Gesellen sahen sich diesmal mehr vor. Sie schlangen sich die Strickenden um die Hände und ließen nicht locker.

Doch das Tier war schlauer und stärker als die Menschen. Als es vor das Tor kam, schnupperte es in der Luft, zerrte zurück und drehte sich wie ein Wirbel im Kreise.

Die Gesellen fielen hin, ließen rasch die Stricke los und das Vieh stürmte vorwärts. Diesmal stellte sich ihm mehrere wutige Leute in den Weg. Ein Bauer hielt eine Wagendeichsel vor. Mit einem Satze war der Ochse darüber weg — und im Schaufenster.

Der Drogist hatte die Katastrophe kommen sehen. Mit Geschrei und heftig scheuchenden Armbewegungen war er aus dem Laden dem Vieh entgegengestürzt. Aber er hatte sich doch nicht ganz herangewagt, sondern war zur Seite gesprungen und hatte so das Tier noch rasender gemacht.

Von nun an hieß das Schaufenster des Drogisten die Ochsenfalle. Die Handschuhmacher Jungen stellten sich ihm mehrere wutige Leute in den Weg. Ein Bauer hielt eine Wagendeichsel vor. Mit einem Satze war der Ochse darüber weg — und im Schaufenster.

Als dieses aufging, als das Tier im Torweg verschwunden war. Die Mütter ließen die Kinder los. Die Erwachsenen riefen sich ein paar Worte zu:

„Na — nu ist das ja mal ohne Schaden vorübergegangen."

Da ließ sich ein scharfer, trompetenartiger Brüllton vernehmen. Gleich darauf raste der Stier heraus aus dem Tor, das die Schlächter in der Aufregung offen gelassen hatten. Den einen Gesellen schleifte das Tier hinter sich her — bis der Mann den Strick losließ.

Nun jagte der wütende Stier in großen Sätzen auf das Schaufenster los — das in der hellen Hauswand wie ein dunkler Durchgang gähnte.

Der Drogist hatte das Hereinbringen des Tieres heimlich beobachtet — in der Rechten hielt er die Eisenstange, mit der er zur Nacht die Ladentür versicherte. Wie von einer Last befreit, wollte er die Stange fortstellen, als der Stier ausbrach.

Rasch rannte der kleine Mann auf die Straße, seine Wehr wie ein Schwert schwingend. Die Jähne zusammengebissen, wie mit blinden Augen warf er sich dem wütenden Tier entgegen.

Das stieß ihn um wie einen Hächselsack. Erst im Schaufenster, in das es mit beiden Beinen sprang, wurde es ruhiger.

Der Drogist mußte 6 Wochen lang im Bett liegen bleiben, die sein gebrochener rechter Fuß wieder geheilt war.

Als er wieder ordentlich laufen konnte, war sein erster Gang zum Stammtisch. Dort empfing man ihn ehrfurchtsvoll. Und durch seine Heldentat erreichte er, daß die Stadt außerhalb der alten Mauern ein Schlachthaus baute.

Wenn jetzt Nennemann von seinem Feldzug erzählt, dann wirft sich der Drogist in die Brust und schildert ostentativ:

„So stellt ich mich auf. Da sollst schon sehen! dacht ich. Und da kriegte das Vieh einen auf den Schädel, daß es in die Vorderbeine sank! Na — und dann kamen ja die Gesellen und führten es ab . . . Je . . ." Zuletzt erzählte der Drogist, daß er den Stier halb tot geschlagen habe. Und sie glaubten es alle.

„Jawohl sind Sie feige! Ein ganz erbärmlicher Kerl sind Sie. Sonst wären noch nicht so viel Scheiben kaput gegangen!"

„Und — und die anderen Herren meinen auch, ich sei feige?", fragte der Provisor mit heiserer Stimme.

Er sah nicht das heimliche Grinsen der anderen. Ihm schwirrte es in den Augen, Tränen drängten hinaus.

Es war ganz still geworden bei seiner Frage. Und als keiner ihm antwortete, legte er das Geld für seine Zeche neben sein Glas, nahm still seinen Hut und ging hinaus.

Die Zurückbleibenden lachten gröhlend los über den gelungenen Spaß.

„Was wird bei nun wohl maken? Da bin if doch neugierig", meinte der Gendarm.

„Der — der wird sich hüten, dem Vieh zu Leibe zu gehen! Ha — der", machte verächtlich der Handschuhmacher Nennemann.

„Na, das würde ihm auch wohl schlecht bekommen!" sagten die anderen Männer, die nicht glaubten, daß der Drogist dergleichen tun würde . . .

Wenige Tage später brachten die Schlächtergesellen wieder ein Stück Rindvieh in die Stadt. Sie hatten ganz besondere Vorsichtsmaßregeln angewandt, das Tier an zwei Füßen zugleich gefesselt und extrastarke Stricke verwendet. Das war aber auch nötig. Die Schlächter führten heute einen unterjochten Stier zur Schlachtbank.

Die ganze Nachbarschaft eilte an die Fenster und in die Türen. So ein gewaltiges Tier war schon lange nicht durch die Straßen gekommen. Die Kinder, die wieder hinterher laufen wollten, wurden in die Häuser gerufen.

Der Stier machte wohl den Versuch, zu entfliehen, doch riß ihn der zweite Geselle sofort auf die Füße.

Alles atmete auf, als das Tier im Torweg verschwunden war. Die Mütter ließen die Kinder los. Die Erwachsenen riefen sich ein paar Worte zu:

„Na — nu ist das ja mal ohne Schaden vorübergegangen."

Da ließ sich ein scharfer, trompetenartiger Brüllton vernehmen. Gleich darauf raste der Stier heraus aus dem Tor, das die Schlächter in der Aufregung offen gelassen hatten. Den einen Gesellen schleifte das Tier hinter sich her — bis der Mann den Strick losließ.

Nun jagte der wütende Stier in großen Sätzen auf das Schaufenster los — das in der hellen Hauswand wie ein dunkler Durchgang gähnte.

Der Drogist hatte das Hereinbringen des Tieres heimlich beobachtet — in der Rechten hielt er die Eisenstange, mit der er zur Nacht die Ladentür versicherte. Wie von einer Last befreit, wollte er die Stange fortstellen, als der Stier ausbrach.

Rasch rannte der kleine Mann auf die Straße, seine Wehr wie ein Schwert schwingend. Die Zähne zusammengebissen, wie mit blinden Augen warf er sich dem wütenden Tier entgegen.

Das stieß ihn um wie einen Häckselsack. Erst im Schaufenster, in das es mit beiden Beinen sprang, wurde es ruhiger.

Der Drogist mußte 6 Wochen lang im Bett liegen bleiben, bis sein gebrochener rechter Fuß wieder geheilt war.

Als er wieder ordentlich laufen konnte, war sein erster Gang zum Stammtisch. Dort empfing man ihn ehrfurchtsvoll. Und durch seine Heldentat erreichte er, daß die Stadt außerhalb der alten Mauern ein Schlachthaus baute.

Wenn jetzt Nennemann von seinem Feldzug erzählt, dann wirft sich der Drogist in die Brust und schildert ostentativ:

„So stellt ich mich auf. Da sollst schon sehen! dacht ich. Und da kriegte das Vieh einen auf den Schädel, daß es in die Vorderbeine sank! Na — und dann kamen ja die Gesellen und führten es ab . . . Je . . ." Zuletzt erzählte der Drogist, daß er den Stier halb tot geschlagen habe. Und sie glaubten es alle.

Haß.

Aus dem Leben großer Dichter von Peter Hamecher.

Auch der Haß ist ein Bildner. Die Verneinung schließt die Bejahung in sich. Je leidenschaftlicher das Gefühl eines Positiven ist, um so stärker wird die Ablehnung des als Negation empfundenen sein. Ja, die Negation fördert die Idee des Inspfundenen Wertes. So wird der Haß zum lebendigen Faktor im Geistigen. Er wird zum Erzeuger des Ideals. Er erhält einen lebenfördernden sittlichen Wert. Voransgesetzt, daß ihm ein gleicher Wert des Positiven entspricht. Daß es sich aus der persönlichen Verknüpfung, aus dem Bereich der isolierten Erscheinung zur Höhe des Ideals erhebt. Auch wo er nicht auf dieser höchsten sittlichen und ideellen Höhe steht, in der Satire gegen Einzelerscheinungen, gegen Zustände, Gruppen, Individuen von mehr als gesonderter Bedeutung ist es mehr als bloße Verneinung. Er wirkt reinigend, wie ein guter Teil der politischen Dichtung zeigt. Vor allem aber ist er in der Kunst bedeutungsvoll als ein Anstoß zur Gestaltung. Dem Haß verdankt die Kunst ewige Gebilde voll leidenschaftlicher Wucht und voll unüberstehlicher Komik. Aber sie verdankt ihm auch häßliche Zerrbilder persönlicher Unlust, und nicht nur einmal sind ihre Mittel zum Austrag ganz privater Mißhelligkeiten benutzt worden. Die Geschichte pamphletistischer Aeußerungen ist umfangreich. Es gibt hier recht unerfreuliche Erscheinungen, die der Reiz der Darstellung kaum in milderem Lichte erscheinen lassen kann. Solche Entgleisungen ins Menschlich-Allzumenschliche haben natürlich mit dem heiligen Hasse eines Dante, eines Aristophanes wenig gemein. Aber selbst die Größten sind oft nicht frei von persönlicher Empfindsamkeit, die sich, vielleicht durch eine Geringfügigkeit verletzt, zu maßloser Gehässigkeit steigert. In jedem Künstler sind männliche und weibliche Elemente gemischt; und es macht wohl den Eindruck, als ob in solchen Fällen das Weib in seiner leicht gekränkten Eitelkeit wie in seiner leidenschaftlichen subjektiven Befangenheit und Parteilichkeit, die eintritt, wenn das persönliche Gefühl engagiert wird, mit dem Manne durchginge.

Der erste und größte Pamphletist der neuen Zeit ist wohl der Italiener Pietro Aretino. Er ist der Vater des Journalismus, auch in dem Hineinziehen des Allerpersönlichsten, in der Bloßstellung des Privatlebens. Einen Kondottiere der Literatur hat ihn Tizian genannt, der ihn schätzte. Eine Fürstengattin hieß er für andere. Er selbst nannte sich den göttlichen Aretino, „divino grazia unico ibero". Er wurde 1492 in Arezzo geboren als der illegitime Sproß eines Adligen und begann seine Laufbahn als Diener des Gefolges Leo X. Durch ein Lobgedicht auf diesen Kirchenfürsten erregt er Aufmerksamkeit, und so wird er zum Speichellecker der Großen. Obszöne Dichtungen, Sonette und Komödien, fromme Erbauungsbücher und gottselige Hymnen kommen aus seiner Feder. Einen gewissen Zeitwert haben seine Gelegenheitsgedichte: „Ragionamenti capricciosi". Sein wahres Talent entdeckt er aber erst in einer literarischen Fehde. Es ist das Talent der Bloßstellung und Verleumdung. Er wird zum literarischen Erpresser großen Stils. Und dieser Mensch ohne Bildungsschatz, ohne künstlerischen Ehrgeiz, ohne Talent, wird zu einem Schreck seiner Zeit. Der Journalismus in seiner Gesäßlichkeit recht in ihm zuerst sein Haupt empor. Fürsten fürchten ihn und überhäufen ihn mit Geschenken als politischen Agenten benutzt. Karl V. gibt ihm große Gunstbezeigungen. Der lange Jahre vom scheuen Venedig aus durch Schmeichelei oder Drohung die Großen ausbeutelte, durfte von sich sagen: „Ich scheine das Orakel der Welt geworden zu sein. Jeder kommt, mit zu erzählen, welches Unrecht ihm von diesen Fürsten, jenem Prälaten widerfahren, und so bin ich der Sekretär der ganzen Welt." Was es hieß, Aretinos Haß zu erregen, hat Michelangelo erfahren, der den Erpreßungsversuche, die jener in seiner demütig schmeichelnden Art gewagt, von sich abgleiten ließ. Der Aretiner schreibt an den Meister einen natürlich sehr geschickt in die Oeffentlichkeit lancierten Brief, der in seiner gefliffentlichen Höflichkeit und in seinen verstecken Andeutungen ein Muster seiner Art ist. Er ermahnt ihn an frühere Versprechungen: „Gut wäre es allerdings gewesen, wenn Dir mit aller Sorgfalt Euer Versprechen erfüllt hätet, wäre es auch nur, um den bösen Zungen Schweigen zu gebieten, die da behaupten, nur ein Gherardo oder Tomaso wüßten ein Gefälligkeiten aus Euch herauszulocken." Solche Anspielungen wie die auf Buonarottis Beziehungen zu Tomaso Cavalieri wußte Aretino in ihrer Wirkung recht wohl zu schätzen, und es ist seltsam, daß ähnliche Spekulationen auf die Konkurrenzkinkte in der Plagiatsgeschichte immer wiederkehren.

Von der Ungerechtigkeit persönlicher Anfeindungen kann nicht viel darüber aussagen, wie Goethe zu rücken, Goethe (siehe Lenz, Kleist) und Schiller (Bürger). Gute Pamphletisten waren dann die Romantiker in ihren satirischen Arbeiten gegen Kotzebue und andere Schädlinge, und als ein Meister der Schimpfkunst galt vor allem Schopenhauer. Aber ihre Fehden blieben trotz der Schärfe mit der sie geführt wurden, auf dem Boden der Literatur.

Ein guter Hasser schließlich war Heinrich von Kleist. Die Maßlosigkeit seines Wesens läßt ihn auch hier die Grenzen vergessen. Wenn er sich an Goethe für die Ablehnung seiner Dramen in sehr persönlichen Distichen rächt, wenn er an Iffland, der das Käthchen von Heilbronn nicht aufführen wollte, einen Brief richtet, der nicht weniger seltsame Anspielungen enthält wie der Aretinos an Michelangelo, so wird man ihm gewiß nicht recht geben; aber man wird keinesfalls aus diesen Entgleisungen die Integrität seines Charakters verdächtigen. Und in seiner Stellungnahme gegen Napoleon wird der Haß Kleists wahrhaft groß und furchtbar, ganz erfüllt von der Größe und Wucht der Idee.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19130112028/fragment/page=0002